Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 22 (1932)

Heft: 32

Artikel: Schwiegermutter und Ehe

Autor: Mosimann, Anny

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-645808

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Verdi erhob sich. Ganz langsam. Strich mit seinen langen, knöchernen Finger die graue Locke zurück. „Noch nicht dagewesen. Noch keine komische Oper von Verdi", echote er. Seine Mundwinkel zuckten. Er legte die Hände auf den Rücken und begann nach alter Gewohnheit im Zimmer auf und ab zu wandern. Boito hütete sich, ihn zu unterbrechen; er kannte den Alten und wußte, daß er zurückweisend bis zur Grobheit werden konnte.

Verdi blieb vor einem Bücherschrank stehen, besann sich, öffnete eine Truhe, kramte in alten, vergilbten Papieren und brachte ein blaues Heft hervor, das er mit kurzer Bewegung auf den Tisch warf.

„Un Giorno di Regno". Komische Oper von Giuseppe Verdi. Ein darinliegender Programmzettel der Scala kündigte die Premiere für den 4. September 1840 an. Boito vergaß den Mund zuzumachen.

Verdi wanderte weiter. „Ich habe auch Ihnen gegenüber davon geschwiegen. Heute weiß niemand mehr etwas davon. Es ist über fünfzig Jahre her. Ad notam: Es existiert bereits eine komische Oper von Verdi; eine bittere, höchst unlustige komische Oper. Boito, ich habe so manches im Leben überwunden; eine lumpige Jugend erscheint mir heute abgeklärt; Jahre hindurch habe ich die ungerechtbrutale Ohrfeige des Pfarrers von Roncolo gefühlt, auch der Groll ist verschwunden; ich habe gelernt zu lachen, wenn ich daran denke, daß der neunzehnjährige Verdi wegen „musikalischer Unfähigkeit" von der Leitung des Konservatoriums abgewiesen wurde; ich bin auch ohne konservatoristische Doktrinen der geworden, der ich bin; ich habe so vieles verwunden — nur diese komische Oper „Einen Tag lang König" nicht. Die nagt und frißt noch heute in mir.

Boito verfolgte maßlos verwundert die Wanderungen des Alten. Bei allem Mitgefühl, das sich ihm aufdrängte, konnte er eine geheime Freude nicht unterdrücken: Verdi, der stets so Zurückhaltende, Verschlossene, sprach, sprach sich seinem Freunde Boito gegenüber aus.

Der ruhelos Wandernde fuhr fort: „Merelli schickte mir damals — in den Jahren meiner ersten Ehe — das Textbuch mit der dringenden Aufforderung, die Oper, die bereits im Spielplan der Scala enthalten war, unbedingt in allerkürzester Zeit zu vollenden. Das Buch von Romani war miserabel. Trotzdem; ich arbeitete. Da erkrankte mein Knabe. Starb. Ich arbeitete. Ein paar Tage später erkrankte meine Tochter. Starb. Ich arbeitete. Wochen später trug man meine Frau hinaus. Ich arbeitete: Einen Tag lang König!" Der Alte trat dicht vor den Besucher hin und sah ihn mit glimmenden Augen wie einen Fremden an. „Herr! Haben Sie schon einmal an drei frischen Gräbern eine komische Oper geschrieben!?" Kurz wandte er sich ab. Mit rauher Stimme: „Sie fiel durch. Fiel in Mailand durch, in Neapel und auch in Venedig. Heute weiß niemand mehr etwas davon, kennt keiner mehr meine — erste komische Oper."

Nach langen Minuten erst unterbrach Verdi seinen schweigenden Gang und setzte sich wieder an den Tisch. Vor ihm lag noch immer das Textbuch des „Falstaff". Seine Hände zitterten, als er es zu sich heranzog. Scheu und Gier lagen in seinen Augen. „Eine komische Oper! Noch eine! Es wäre etwas, die Niederlage von damals wettzumachen." Dann schlug er die erste Seite auf.

Boito stahl sich nach einer Weile leise davon. Draußen war es dunkel. Er vermochte nicht, sich ins Bett zu legen, lief im Zimmer umher, sah zum offenen Fenster hinaus in den Abend, den Grillen und Zikaden durchzirpten. Wird sich der Achtzigjährige noch einmal aufraffen? Wird er sich fesseln lassen vom Stoff des „Falstaff"? Wird der Alte von Sant Agata sein greises Haupt noch einmal ins Rampenlicht stellen?

Ruhelose Stunden vergingen. Mitternacht war vorüber, als er jäh aufsprang und zum Fenster stürzte. Klangen da nicht Akkorde in die Nacht hinaus? Aus den offenen, noch immer erleuchteten Parterrefenstern tönte ein leises, gleichmäßiges Tacken. Das Metronom! Boito wußte, daß der Maestro die Gewohnheit besaß, sich von dem antreibenden Tacken des Metronoms inspirieren zu lassen. Das Metronom ging! Verdi arbeitete!

*

Als am 9. Februar 1893 zur Premiere des „Falstaff" im Teatro della Scala der greise Maestro auf der Bühne erschien, artete die Begeisterung der Italiener in wahre Tumulte aus. Ein Blumenregen empfing ihn, die nicht enden wollenden „Evviva"-Rufe wurden zu ohrenbetäubendem Geschrei, und bis in den späten Abend hinein hallte das „Viva Verdi!" durch die Straßen und Caféhäuser Mailands. Kurze Zeit später hatte sich Verdis Schwanengesang die Welt erobert.

Schwiegermutter und Ehe.

Es ist das ein heikles Thema. Wenn ich darüber einige Zeilen schreibe, so geschieht es deshalb, um ein lächerliches, zugleich schädliches Vorurteil zu bekämpfen. Ich kenne zahlreiche Familien, in denen die Schwiegermütter mit Sohn oder Tochter in gemeinsamem Haushalt leben. Keine von ihnen ist eine Xantippe, im Gegenteil, mit ihrer Erfahrung, Ausgeglichenheit und großmütterlichen Liebe sind sie ein großer Segen für die ganze Familie. Man kann sich das Leben ohne Großmama, ohne Schwiegermama gar nicht denken.

Es ist natürlich, daß sie bei ihren Lieben wohnt, jedoch soll sie für sich ein gemütliches Stübchen haben. Jedenfalls wird sie sich in der Kinderstube am glücklichsten fühlen. Dort soll das Hauptfeld ihrer Tätigkeit sein für das Wohl und die Erziehung ihrer Enkelkinder. Wer hat so viel Verständnis für die vielen Fragen und Anliegen der Kinder? Wer weiß so viele schöne Geschichten zu erzählen? Und wie gern spielt sie mit ihnen. Sie wird selbst wieder ein Kind. Schon als Großmütterchen, als erfahrene Erzieherin und Pflegerin hat die Schwiegermama ihre Daseinsberechtigung in der Familie ihrer Kinder.

So eine Schwiegermama hat aber auch oft Sinn für Dinge, die die Jugend leicht übersieht. Sie versteht aus Erfahrung das Sparen und Einteilen, das oft jungen Frauen anfänglich nicht recht gelingen will. Sie kennen tausend Mittelchen und Tricks im Waschen und Reinigen, im Flicken und Umändern.

Sie macht Ordnung hier und dort. Schubladen, Nähkästen, die immer verwahrloster wurden, entwirrt sie mit geduldiger Hand. Jedes Ding an seinem Plätzchen sieht in der richtigen Beleuchtung viel anmutiger aus. Sie zupft die Gardinen zurecht, glättet hier eine Falte und bückt dort eine Teppichecke nieder. Sie hat für alles ein Auge und ihre arbeitsgewohnten Hände verbreiten Schönheit und Behaglichkeit.

Niemanden gedeihen die Blumen so gut. Keine hat so schönes Gemüse wie Schwiegermütterchen, weil sie eben Erfahrung in ihrer Kultur hat. Sie verfügt über reiche Kenntnisse, die sich die Jugend noch nicht erwerben konnte, wie sie in der jahrelangen Praxis.

Andere kochen lieber. Sie verstehen sich besonders auf diese häusliche Kunst. Und was für eine große Rolle spielt das Kochen in der Haushaltung! Eine gesunde Kost und dazu noch schmackhaft zubereitet, ist die erste Bedingung für das Wohlergehen der Familie.

Ich finde immer, daß die Ursache der Unstimmigkeiten in den meisten Fällen bei den Schwiegertöchtern zu suchen ist, die sich beleidigt fühlen, wenn man ihnen „hineinregiert". Und doch sucht sie gewöhnlich nur in wohlmeinender Weise zu helfen.

Warum soll sich Schwiegermama ein Tätigkeitsfeld anweisen lassen? Nein, wählen darf sie es. Denn was man gerne tut, das tut man gut.

Aber es ist ein Merkmal unserer Zeit, daß wir Jungen alles besser wissen wollen als die unmodernen „Alten". Es mangelt uns vielleicht an Verständnis ihnen gegenüber, die schlichte Menschen geblieben sind und mit der Zeit nicht mehr recht Schritt zu halten vermögen. So können sie auch uns nicht verstehen, die wir mit der Zeit gehen. Auf alle Fälle braucht es beiderseits viel Takt, wenn die Lebensgemeinschaft zu Dritt eine harmonische bleiben soll.

Wenn aber Schwiegersöhne und -töchter ihren Schwiegermüttern wie den eigenen Müttern entgegenkommen: mit Liebe und Verehrung, dann wird das Verhältnis zu einem Segen für das Haus. Anny Mosimann.

Die Quelle des Glücks. 4

Roman von Erich Kunter.

Schlehauf trat erschrocken auf den alten Mann zu. „Sie wollen uns doch nicht verlassen?" Der andere schwieg. „Tun Sie das nicht, Eßwein", bat Schlehauf." Ich werde nach dem Rechten sehen und alles ordnen. Verlassen Sie sich drauf! Noch bin ich Mitinhaber der Firma."

„Eben darum müssen Sie auch noch auf Ihrem Posten sein!"

Kurt Brüggemann kam mit den andern von der Führung zurück. Er sah die beiden an und dachte: „Jetzt hat mich der Alte wieder verpetzt, das war nicht zu vermeiden. Aber einmal muß es doch zum Bruch kommen. Lieber heute als morgen. Das alte Eisen ist mir lange genug im Wege."

Er wandte sich an seinen Schwiegervater. „Nun, hat dir Herr Eßwein schon Bericht erstattet? Er wird dir wahrscheinlich die Einberufung einer Generalversammlung empfohlen haben."

„Ja, Kurt. Wir vereinbarten soeben eine Konferenz auf heute abend, wenn es dir recht ist. Ich bin nun schon da und möchte doch auch mal wieder über den Stand der Dinge genau unterrichtet sein."

Also Haussuchung und Kreuzverhör! Nun, Kurt war auf alles gefaßt, und er würde schon seinen Mann stellen! Keinesfalls wollte er mit diesem Querulanten mehr zusammen arbeiten. In allem würde er dem Teilhaber zuwillen sein und nachgeben, aber Eßwein mußte zur Strecke gebracht werden! Das mußte er heute abend erreichen, koste es was es wolle.

Kurt lächelte seinem Schwiegervater verbindlich zu: „Ganz wie du wünschest, Vater. Herr Eßwein, Sie bereiten wohl die Bücher vor. Ich muß mich natürlich heute nachmittag noch meinem Papa und den Damen widmen."

*

Die Familie brachte den Onkel abends zur Bahn.

„Ich werde dir die Fahrkarte einstweilen besorgen", sagte Otto Schlehauf, der als erster aus dem Auto stieg.

Dann gab es vielseitigen Abschied, ein Gepäckträger griff nach den Koffern, Otto kam mit der Fahrkarte zurück. Für sich und Kurt hatte er Bahnsteigkarten gelöst. Er nahm das Handköfferchen des Onkels und steuerte voraus, durch die Sperre und die dichtgedrängte Menge hindurch. Vor einem der vorderen Wagen machte er Halt.

„Ja, wohin führst du mich denn?" fragte der Onkel verwundert und ganz außer Atem; er hatte dem große Schritte nehmenden Otto kaum zu folgen vermocht.

„Bist du toll? Seit wann fahre ich denn I. Klasse?" rief Brüggemann nach einem Blick auf die Fahrkarte.

„Du mußt doch standesgemäß reisen, Onkel. Laß nur gut sein."

Er half ihm in das Abteil, Brüggemann stützte sich auf den Koffer. Ihm war, als ob er in ein dunkles Loch stürze. Mit einem Mal fühlte er wieder den Druck in der Herzgegend. Was sollte er hier und dort? Eben hatte er noch im freundlichen Leben gestanden, sich unter lieben, einfachen Menschen bewegt. Warum konnte er nicht immer unter lieben, einfachen Menschen leben? Mehr brauchte er nicht.

Aber ach, auch die, welche ihm am nächsten standen, waren hartherzig und lieblos. Sie überließen ihn jetzt mit schönen und gutgemeinten Worten seinem Schicksal, wie man etwa eine Leiche dem Sarg überläßt, Worte und Blumen darüber schüttet und dann geruhsam, brüderlich und nach Möglichkeit heiter mit Angehörigen und Freunden weiterlebt.

Brüggemann verabschiedete sich kurz und traurig von den beiden jungen Leuten und nahm dann auf dem leeren Polstersitz am Wagenfenster Platz, nachdem der Dienstmann die Koffer im Gepäcknetz verstaut hatte.

Im Abteil befanden sich noch zwei Reisende. Sie hatten das Licht abgeblendet, da sie anscheinend schlafen wollten. Der Herr lehnte in der Ecke, gegenüber dem Zugestiegenen. Er hatte den am Kleiderhaken hängenden Mantel halb über sich gedeckt. Auf seinem Schoß lag ein Kissen, auf dem die in seiner Begleitung befindliche Dame ihren Kopf gebettet und sich im übrigen auf dem Polster lang gestreckt hatte. Auch von ihr war so viel wie nichts zu sehen; sie hatte sich in Plaid und Kamelhaardecke fest eingewickelt.

Bedrückend still und dumpf war es in dem kleinen Coupé. Brüggemann hatte nicht zu grüßen gewagt, als er einstieg, und man schien auch keine Notiz von ihm zu nehmen. Die Luft in dem kleinen Raum war ziemlich schlecht, aber der Generaldirektor mochte kein Fenster öffnen aus Furcht, von den Mitreisenden aufgefordert zu werden, es wieder zu schließen. Er wollte jetzt keinen Anlaß bieten, sich unbeliebt zu machen, oder etwas tun, was ihn von vornherein in Nachteil bringen konnte.

Er hätte gerne gelesen, doch das Licht war abgeblendet, obwohl es erst zehn Uhr war und er das Recht auf Beleuchtung des Abteils hatte. Blieb nur eins: ebenfalls zu schlafen. Er versuchte es, lehnte sich in der Ecke zurück und deckte seinen Mantel über sich.

Aber er konnte nicht in Schlaf kommen. Seine Augen waren offen und wach wie seine Gedanken, die keine Ruhe finden konnten. Doch auf seinen Körper hatte es sich wie eine lähmende Last gelegt, wie es ihm manchmal geschah, wenn er aus schweren Träumen erwachte. Es war ihm, als laure Gefahr auf ihn in irgend einer Ecke des Raumes, als werde sich im nächsten Augenblick etwas Feindliches auf ihn stürzen.

Brüggemann suchte mit aller Macht das bange Gefühl zu bannen. „Lächerlich", dachte er, „wenn ich hunderttausend Mark oder wertvolle Dokumente bei mir hätte, würde ich jetzt bestimmt annehmen, daß man ein Attentat auf mich plane. Es liegt förmlich in der Luft. So aber kann doch kein Mensch ein Interesse daran haben, mich zu überfallen. Leide ich denn am Verfolgungswahn?"

Der Zug sauste durch die Ebene. Die Räder rollten mit einförmigem Geräusch. Sonst hörte man nichts mehr, kaum noch das regelmäßige Atmen der Schlafenden.

Stunden vergingen. Die Strecke Forst-Liegnitz war zurückgelegt.

Brüggemann saß aufrecht und rührte sich nicht. Gott sei Dank! Die letzte Station vor Breslau.

Als er das dachte, bewegte sich die Schlafende auf dem Polster. In Sekunden hatte sie sich ausgewickelt und setzte sich mit einem Ruck auf. Sie ordnete ihr Haar etwas und sagte mit einer Munterkeit, die man von der eben noch Ruhenden nicht hätte erwarten können: „Guten Abend, Herr Brüggemann!"

Dabei stand sie ganz von ihrem Sitz auf und zog den Lampenschirm fort, sodaß es hell im Abteil wurde.

„Wera — Frau Borodin!" rief Brüggemann überrascht. Es gelang ihm nur mit Anstrengung, sich zu fassen. „Welch ein Zusammentreffen!"

„Ja, merkwürdig", sagte Wera Borodin gleichmütig. „Aber andererseits doch sehr günstig. Es trifft sich